



Wer braucht denn noch den Mond? Die Industriestadt Colleferro (Chemie, Zement, Sprengstoff) feiert sich als modernes Gemeinwesen. Abb. aus dem bespr. Band

Tanti saluti: Italien auf alten Postkarten

Drei Entdeckungen haben das Erscheinungsbild der mittelalterlichen Städte in Latium, dem Hinterland Roms, im zwanzigsten Jahrhundert entscheidend verändert: Die Elektrifizierung, die die Nacht zum Tag machte, die moderne Architektur, welche die geschlossene Bebauung aufgab und die Städte ausfrans ließ, die individuelle Mobilität, die nach dem Zeitalter der Eisenbahn und der Busse Landschaft und Lebensstil durch den Bau von Autobahnen und Schnellstraßen für immer veränderte.

Für Architekturhistoriker sind Postkarten ein unschätzbares Beweismittel. Eine besondere Sammelleidenschaft bringt Ulrich Brinkmann, Redakteur der Zeitschrift „Bauwelt“, mit, der seit vierzig Jahren Postkarten aus der Region sammelt. Das Resultat hat er nun in einem Band vorgelegt, der einen Augenblick in eine andere Zeit versetzt („Die Urbanisierung der lateinischen Malerlandschaft“). Postkarten der italienischen Nachkriegsmoderne. DOM Publishers, Berlin 2018. 192 S., Abb., br.,

28,- €). Brinkmann konzentriert sich auf das Gebiet zwischen den Autobahnen A2 und A24, in der Mitte die Monti Prenestini und Ortschaften wie Tivoli, Cave, Ardena, Genazzano, San Vito Romano, Poli, Olevano Romana, Subiaco. Abgesehen von der Industriestadt Colleferro, meist jahrhundertalte Siedlungen mit einem historischen Ortskern, einer Burg und einer Hauptkirche, Tourismus ist die Ausnahme. Die Postkarten stellen die massiven Veränderungen aus, mit denen die Nachkriegs-

moderne Traditionen auslöschte. Sie feiern Tankstellen als Tempel der Mobilität, sie zeigen Schulhäuser, Sport- und Spielplätze, Ein- und Mehrfamilienhäuser, Denkmäler für die Gefallenen der Weltkriege. Zu sehen sind die Pioniere der Mobilität – Vespas, dreirädrige Ape-Pickups, Fiat Seicento, Linienbusse. Eine Blechlawine, deren die Ortskerne bald nicht mehr Herr wurden. Der Autor bemüht sich um Versachlichung, aber Nostalgie beim Betrachten der Bildgröße stellt sich unvermeidlich ein. (hmm)

Die Reportage ist eine Kampfform

Der Aufdecker der Weimarer Republik: Michael Schwaiger erinnert eindrucksvoll an den Journalisten und Publizisten Leo Lania.

Das er trotz namhafter Fürsprecher kein Ehrengrab auf dem Wiener Zentralfriedhof erhielt, mag man heute kleinlich finden. Dass ihm stattdessen drei Jahre nach seinem Tod, 1964, auf Initiative Willy Brandts diese Ehre auf dem Waldfriedhof Zehlendorf zuteilwurde, ist indessen durchaus folgerichtig. Denn aufgewachsen war der 1896 in Charkow im Russischen Kaiserreich als Lazar Hermann geborene Publizist Leo Lania zwar in der Hauptstadt der Habsburgermonarchie; und getragen hatte er als kriegsfreiwilliger Artillerie-Lieutenant an der galizischen und an der Isonzo-Front deren Uniform. Debütiert hatte er zwar in der sozialdemokratischen Wiener „Arbeiter-Zeitung“; und erste Erfahrungen als Redakteur hatte er bei der kommunistischen „Roten Fahne“ in den Jahren 1919 bis 1921 gesammelt. Einen Namen aber hatte er sich erst in Berlin gemacht, wohin er im September 1921 übersiedelt war. Wie spektakulär er das tat, kann man in Michael Schwaigers Buch nachlesen.

Im Oktober 1923, wenige Wochen vor dem Marsch auf die Feldherrnhalle, schlich Lania sich, flüchtend Italienisch sprechend und ein gefälschtes Empfehlungsschreiben von Arnaldo Mussolini, dem Bruder des „Duce“ und Herausgeber der faschistischen Parteizeitung „Il Popolo d'Italia“, bei der Hand, ins damalige Hauptquartier Adolf Hitlers ein, in die Redaktion des „Völkischen Beobachters“ in der Münchner Schellingstraße. Acht Tage lang ging er dort als „Gesandter des Duce“ ein und aus, bevor ihm der Boden zu heiß wurde. Mit diesem Husarenstück etablierte sich Lania als der Enttüllungsjournalist der Weimarer Republik, ganz nach dem Vorbild amerikanischer „Muckraker“ (Schmutzaufwirbler) à la Upton Sinclair.

Ende Februar 1924 wieder zurück in München fasste er seine Eindrücke vom Prozess gegen die Rädelführer des Hitler-Ludendorff-Putschs in zwei Reportagebüchern zusammen. Dass Lania, anders als die Mehrzahl seiner Zeitgenossen, den Münchner Umsturzversuch

nicht als kläglich durchgefallene Grotteske auffasste, mit der sich eine Handvoll Hasardeure auf der politischen Bühne versucht hatte, signalisiert der Titel des einen Buches: „Die Totengräber Deutschlands“ (1924). Im Prolog des anderen schilderte Lania seinen „Besuch bei Hitler“, die Undercover-Recherche beim „Völkischen Beobachter“.

Ende Mai 1924 landete er mit „Gewehre auf Reisen. Bilder aus deutscher Gegenwart“ den nächsten Coup. Ein Freikorps-offizier, den seine Kumpane übers Ohr gehauen hatten, hatte Lania detaillierte Informationen und umfangreiches Dokumentenmaterial über geheime Waffendepots der „Schwarzen Reichswehr“ und großangelegte Waffenschlebereien zugespielt. Lania listete im Anhang des Buchs sämtliche an den Mächtigsten Beteiligten mit Namen und Adresse auf. Monatlang musste er sich daraufhin versteckt halten. Die Behörden traktierten den missliebigen Aufdecker mit der Drohung, ihn wegen „Landesverrats“ hinter Schloss und Riegel zu bringen, sollte er sich weigern, seinen Informanten preiszugeben.

Die republikanische Presse machte in des Lanias Sache, die längst zum Politikum geworden war, zu der ihren – auch weil allzu klar war, dass man an Lania ein Exemplar statuieren wollte. Im Juli 1926 stellte die Weimarer Justiz das Verfahren ein, und Ende Dezember nahm der Reichstag eine Gesetzesnovelle an, die Journalisten das Recht auf „Zeugnissenverweigerung aus beruflichen Gründen“ einräumte, anders gesagt, das Redaktionsgeheimnis unter Schutz stellte.

„Das war die erste – und einzige – Schlacht, die ich gegen die deutsche Reaktion tatsächlich gewonnen habe“, hielt Lania in seiner Autobiographie fest. Eine ernüchternde Bilanz, verstand er doch die investigative Reportage nicht als Kunst-, sondern als Kampfform. Sein aktivistisches Credo formulierte er Mitte 1926 im programmatischen Aufsatz „Reportage als soziale Funktion“, in Abgrenzung zu Egon Erwin Kisch. Der Reporter nehme nicht die Haltung „des – überlegenen oder unterwürfigen – Betrachters ein, sondern des Spions – er beschreibt nicht, er enthüllt. (...) Der Reporter soll ja nicht bloß Internist sein, sondern er ist auch er-

barmungsloser Chirurg, er muß schneiden, um den Aufbau des Organismus zu zeigen, oder die lächerliche Eierblase, die alle Funktionen stört. Kein ästhetisches Gewerbe: „Schmutzaufwirbler.“

Lania schrieb – zeitweilig als „Freier“ – für eine Reihe von Zeitungen und Zeitschriften, quer durch alle Ressorts und Genres und unermüdetlich „vor Ort“, ob nun in Deutschland oder im Ausland. 1924 bereiste er die kriegszerstörten Städte Nordfrankreichs, im Spätsommer 1926 Griechenland und den Balkan, im Mai 1928 Italien, im November 1928 das Baltikum, 1930 Irland – wo er unter dem Titel „Frauen der Rebellion“ die „Führerinnen der irischen Freiheitskämpfer“ porträtierte –, 1932 vier Monate lang die Sowjetunion.

Ab 1926 verlegte Lania sich mehr und mehr auf Belletristik und Theater, auf Hörfunk und Film. Damit war keineswegs eine Absage an sein operatives Ethos verbunden, sondern das Bestreben, breitere Wirkung zu erzielen. Nicht von ungefähr thematisierte seine 1927 erschienene „Docu-Fiction“ um die Telegraphenagentur „Indeta“ die den Macht- oder ideologischen Interessen der jeweiligen Finanziers dienende Nachrichtenproduktion. Er verarbeitete darin eigene Erfahrungen. Ende 1921 hatte er die „Internationale Telegraphenagentur“ gegründet, um die monopolistische Situation auf dem Nachrichtenmarkt der Weimarer Republik – beherrscht vom offiziösen WTB (Wolffs Telegraphisches Bureau) und der rechtsnationalistischen hugenbergschen „Telegraphen-Union“ – zu durchbrechen. Die Intel hatte kurzzeitig floriert, ehe sie 1923 im Strudel der Hyperinflation untergegangen war.

Der nämlische aufklärerische Impetus beseele seine Zeit ab Sommer 1927 im dramaturgischen Büro der „Piscator-Bühne“: die Bühne als Tribüne, auf der die öffentlichen Angelegenheiten verhandelt werden. Ein Jahr hielt er sich im Theater am Nollendorferplatz, im Herbst 1928 wurde er zum Geschäftsführer des „Volksverbands für Filmkunst“ gewählt. Dessen Programm: der Film als moralische Anstalt, ergänzte: für das überwiegend den unteren sozialen Schichten angehörende Kinopublikum. In dieser Funktion produzierte er unter anderem „Um's tägliche Brot“, einen Dokumentarfilm über die verheerenden Arbeitsbedingungen im niederschlesischen Steinkohlerevier Waldenburg.

Reisereportagen, Hörspiele, Drehbücher, ein „biographischer Roman“ über eine der schillerndsten Persönlichkeiten der „Roaring Twenties“, Anita Berber, Inbegriff des Vamps: Lania war ein gefrag-

ter Mann – und musste im Herbst 1932 seinen komfortablen Haushalt inklusive Dienstmädchen und Governante in Berlin-Steglitz auflösen, um mit Ehefrau und Sohn nach Wien zu übersiedeln. Der Beginn einer achtjährigen Odyssee, die trotz einiger gefeierter Bücher und zahlreicher Engagements als Drehbuchautor, gekennzeichnet war von äußerst prekären Umständen.

Mit 3 Dollar 50 in der Tasche und ohne Gepäck im September 1940 endlich in New York angekommen, stand Lania wieder einmal vor einem Neuanfang – und entfaltete umgehend rastlose Aktivität. Er rührte die Trommel für Roosevelts „New Deal“, der ihm musterhaft schien für sein Ideal einer „sozialen Demokratie“. Er warb für den Kriegseintritt der Vereinigten Staaten, setzte zahlreiche Initiativen in Gang zur Vernetzung und Mobilisierung der europäischen Emigranten und erlangte mit dem Anfang 1941 veröffentlichten Bericht über seine abenteuerliche Flucht, „The Darkest Hour“, und seiner im Mai 1942 erschienenen Autobiographie „Today We Are Brothers“ – 1954 überarbeitet unter dem Titel „Welt im Umbruch“ auf Deutsch – einige Bekanntheit. Ab April 1942 arbeitete er am „German Desk“ des „Radio Program Bureau“ für die amerikanische Gegenpropaganda, reiste als „Fundraiser“ für jüdische Organisationen und als Vortragsredner kreuz und quer durch die Vereinigten Staaten.

Von Mitte der fünfziger Jahre an schrieb Lania wieder vorwiegend für deutsche, österreichische und Schweizer Zeitungen, war regelmäßig in Österreich und Deutschland zu Besuch; längerfristig ab 1959, da er in enger Zusammenarbeit mit dem damaligen Regierenden Bürgermeister Berlins an einem Buch über Willy Brandt schrieb, das 1960 in Englisch und Deutsch und in acht weiteren Sprachen erschien: „Willy Brandt: Mein Weg nach Berlin“. Unvollendet blieb vieles andere das Projekt, an dem Lania – er starb im November 1961 in München – zuletzt arbeitete, der Roman „Die Generale“, der mit der Mär von der „sauberen Wehrmacht“ aufträumt.

Michael Schwaiger nimmt, durchaus emphatisch, aber gleichzeitig mit der nötigen Distanz, mehr das Werk als das Leben Leo Lanias in den Blick und da wiederum hauptsächlich die politische Arbeit. Genau genommen, müsste man einschränken: das veröffentlichte Werk. Im Nachlass in der Wisconsin Historical Society in Madison harren Konvolute von Roman- und Hörspielmanuskripten, Theaterstücke, Drehbücher und Filmentwürfe der Aufarbeitung – Gesamtumfang: 10 000 Seiten.

Wird Heidegger am Ende angezählt?

Da fliegen die Thesen wie Fäuste: Wolfram Eilenberger erzählt deutsche Philosophiegeschichte im Stil eines Sportreporters

Der Titel des Buches und die Gestaltung des Umschlags sagen, wohin die Reise geht: nach Davos, auf den Zaubenberg. Schon Rüdiger Safranski hatte in seiner großen Heidegger-Biographie die lang nachhallende Disputation des Frühjahrs 1929 zwischen Ernst Cassirer und Martin Heidegger suggestiv und für ein Bildungspublikum geradezu unwiderstehlich mit der geistigen Szenerie von Thomas Manns Roman verglichen. Auch Wolfram Eilenberger sucht nach Analogien zwischen Heidegger und Cassirer einerseits, plus den virtuellen Davoser Zaungästen Walter Benjamin und Ludwig Wittgenstein, und andererseits den Romanfiguren Dr. Leo Naphta und Lodovico Settembrini, also dem lateinischen Freimaurer-Rationalisten und dem jüdisch-katholisch-bolschewistischen Mittelalter-Enthusiasten.

Man kann nicht sagen, dass bei Thomas Mann „Reaktion“ und „Fortschritt“ zusammenstoßen, eher handelte es sich um eine kindliche Humanitätslehre und einen intellektuell raffinierten Barbarismus. „Mit einer geradezu unheimlichen Passgenauigkeit“, glaubt Eilenberger, „fügten sich Cassirer und Heidegger in die ideologischen Schablonen eines Lodovico Settembrini und eines Leo Naphta, die Thomas Manns Roman für die gesamte Epoche erstellt hatte.“ Wäre es so gewesen, dann lohnte es sich allerdings nicht, etwas von Heidegger und Cassirer (oder über Davos) zu lesen.

Das eigentliche Wunder des Davoser Gesprächs war, dass die beiden Kontrahenten nicht nebeneinanderher oder aneinander vorbeiredeten. Es fand keine dogmatische Standpunktsetzung statt. Cassirers Mythos-Band aus der Trilogie der „Philosophie der symbolischen Formen“ hatte Heidegger im Jahr zuvor sehr eingehend besprochen. „Kant und das Problem der Metaphysik“ erschien 1929. Die Abhandlung „Vom Wesen der Wahrheit“ bereitete er vor, man findet in den Davoser Protokollen schon Anklänge. Beide konnten sich in gewisser Weise auf die Marburger Kant-Tradition berufen, die von Hermann Cohen inanguriert worden war: Cassirer als Cohen-Schüler, Heidegger als Cohens Lehrstuhl-Nachfolger. Bewundern muss man die Geschmeidigkeit des Argumentierens, die sich in Davos auf beiden Seiten fand. Der Disput war ein Ereignis, angereichert war die Crème der jüngeren Generation, die die Philosophie nach 1950 bestimmen sollte: Joachim Ritter als Sekundant Cassirers, Emmanuel Levinas aus der Freiburger Husserl- und Heidegger-Schule, selbst Rudolf Carnap vom ganz anders gestimmten Wiener Kreis.

Manchmal ist die Sprache durch unnötige Marotten verdorben. Den bestimmten Artikel schätzt Eilenberger nicht, deshalb treffen wir auf „Hausbauer Heidegger“, „Fürstphilosoph Leibnitz“, „Quellenmagier Cassirer“, „Tourist Benjamin“ und „Provinzlehrer Wittgenstein“.

Nicht Eilenberger allein ist der Baubaus-Kunstgriff anzulasten. Zusammenhänge, die argumentierend auszuloten wären, durch Doku-Fiction zu vermitteln. Das ist ein Trend, gegen den man wahrscheinlich schon gar nicht mehr ankommt. Statt also Heideggers Besuch in der Hamburg Kant-Gesellschaft und bei Cassirer, seine Besprechung des Mythos-Buches und deren Nachwirkung in „Sein und Zeit“ einfach darzustellen und auszulegen, muss die Sache aufgepeppt werden, als sei sie in schlichter Sachhaltigkeit nicht mehr saftig genug: „Natürlich, stimmt Cassirer einer Kernthese seines Gastes zu, kann man die Fragen nach den Grundlagen des menschlichen Weltbezugs nicht voll und ganz den empirischen Wissenschaften wie Psychologie, Anthropologie oder Biologie überlassen ... Sicher, nickt Heidegger ... Gewiss, erwidert Cassirer, als beide zum Abschluss der Führung noch einmal vor dem Schrank mit dem Thema ‚Symbol‘ zum Stehen kommen ... Genau das, gibt Heidegger da spitz lächelnd zurück, ‚frage ich mich auch!‘. Genosse Naphta, übernehmen Sie!“

LORENZ JÄGER

Wolfram Eilenberger: „Zeit der Zauberer“. Das große Jahrzehnt der Philosophie 1919–1929. Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 2018. 431 S., Abb., geb., 25,- €.



Michael Schwaiger: „Hinter der Fassade der Wirklichkeit“. Leben und Werk von Leo Lania. Mandelbaum Verlag, Wien 2017. 461 S., br., 24,90 €.



Auf die Piste ging nur der kleine Mann aus Meßkirch rechts: Ernst Cassirer und Martin Heidegger bei ihrem Gipfeltreffen in Davos im Frühjahr 1929. Foto Gemeinde Davos